



Arno Heller

WILDERNESS

Innere Landschaften in
amerikanischer Literatur

konstanz | university press

Wilderness

Arno Heller

WILDERNESS

Innere Landschaften in
amerikanischer Literatur

Konstanz University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Konstanz University Press 2022
www.k-up.de | www.wallstein-verlag.de
Konstanz University Press ist ein Imprint der
Wallstein Verlag GmbH

Vom Verlag gesetzt aus der Chaparral Pro
Umschlaggestaltung: Eddy Decembrino
ISBN (Print) 978-3-8353-9152-9
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-9748-4

Meiner Frau Monika (1946–2020), die mich
auf all meinen realen und geistigen Amerika-
reisen begleitet hat.

Inhalt

Zu diesem Buch 9

- 1 **Einführung – wilderness als amerikanischer Mythos** 17
 - Das Trauma der Puritaner 17
 - Der Utilitarismus der Pioniere 19
 - Die Romantisierung der Wildnis 24
 - Wildnis in amerikanischer *mainstream*-Literatur 31
 - Nature Writing* 37
 - Counter Culture und New Ecology 45

- 2 **Die Wüstenwildnis des amerikanischen Südwestens** 51
 - Die Entstehung einer regionalen Wildnisliteratur 51
 - Edward Abbey – *Desert Solitaire* (1968) 57
 - Charles Bowden – *Blue Desert* (1986) 73
 - Der magische Realismus der Chicano-Literatur – Rudolfo Anaya 79

- 3 **Der spirituelle Wildniskosmos der Native Americans** 87
 - Zivilisatorische Realität und naturreligiöse Tradition 87
 - Leslie Marmon Silko – *Ceremony* (1977) 95
 - Richard Nelson – *The Island Within* (1989) 102

- 4 **Die Wildnis der Frauen** 127
 - Ökofeminismus 127
 - Margaret Atwood – *Surfacing* (1972) 131
 - Linda Hogan – *Solar Storms* (1995) 138

| | |
|---|-----|
| 5 Die ökotheologische Wildnis | 149 |
| Eine »amerikanische Religion« | 149 |
| Annie Dillard – <i>Pilgrim at Tinker Creek</i> (1974) | 155 |
| Peter Matthiessen – <i>The Snow Leopard</i> (1978) | 168 |
| | |
| 6 Wildnis als Fluchtphantasie | 187 |
| Zivilisationsflucht | 187 |
| James Dickey – <i>Deliverance</i> (1970) | 192 |
| Jon Krakauer – <i>Into the Wild</i> (1996) | 198 |
| | |
| 7 Letzte Wildnis Arktis | 209 |
| Last Frontiers | 209 |
| Barry Lopez – <i>Arctic Dreams</i> (1996) | 212 |
| Rudy Wiebe – <i>A Discovery of Strangers</i> (1994) | 220 |
| | |
| Coda – Die Wildnis in uns selbst | 239 |
| | |
| Dank | 247 |
| | |
| Anhang | 249 |
| Schriftenverzeichnis | 249 |
| Bildnachweise | 266 |
| Personenregister | 267 |

Zu diesem Buch

Die erhalten gebliebenen grandiosen Wildnisgebiete Nordamerikas – mehr als die Wolkenkratzer-Metropolen und technologischen Errungenschaften – verkörpern für mich etwas ursprünglich Amerikanisches. Ich habe diese Landschaften, insbesondere im Westen, über Jahrzehnte hinweg bereist und ihre Geschichte und Kultur erkundet. Längere Forschungsaufenthalte vor Ort und das Recherchieren der enormen, kaum je ins Deutsche übersetzten Forschung in diesem Bereich ermöglichten mir, zwei regionale Kulturgeschichten zu schreiben – *Amerikanischer Südwesten. Geschichte, Kultur, Mythos* (2006) und *Amerikanischer Nordwesten und Kalifornien. Historische Spurensuche jenseits der Mythen* (2010).

Das vorliegende Buch rückt regionalspezifische Betrachtungen dieser Art in den Hintergrund und versteht sich als ein literatur- und kulturgeschichtlicher Beitrag zum Thema *wilderness* in Nordamerika als Ganzes. Es ist ein spezifisch amerikanisches Phänomen, das dem üblichen europäischen Verständnis von »Wildnis« nur zum Teil entspricht. Während sich etwa im Deutschen dieses Wort auf ein vom Menschen nicht oder kaum berührtes konkretes Ökosystem bezieht, spielt der amerikanische Begriff darüber hinaus auf eine erstaunliche Vielfalt historischer, kultureller, ethnischer, religiöser, mythischer und gender-spezifischer Bezüge an (Snyder 2011: 7–36). Die Palette der einschlägigen Textsorten dazu reicht von naturwissenschaftlichen Dokumentationen, Feldforschungen, Tier-, Pflanzen- und Geologiebüchern über Naturtagebücher, Reise- und Wanderjournale, populärliterarische Abenteuerberichte und *survival*-Manuale bis hin zu philosophischen, theologischen

und ökologischen Theoriebildungen sowie – nicht zuletzt – zu anspruchsvoller Literatur.

Die literaturkritische Praxis ordnet Werke, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen zumeist dem allumfassenden Genre *Nature Writing* zu. Wie Thomas J. Lyon in *This Incomparable Land. A Guide to American Nature Writing* (2001) darlegt, gibt es in diesem Bereich in keiner anderen Nationalliteratur eine auch nur annähernd vergleichbare Häufung von Werken. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Jahr 2000 listet Lyon 550 Primärwerke auf, davon 175 allein zwischen 1990 und 2000. 146 Seiten einschlägiger sekundärer Monographien treten ergänzend hinzu (Lyon 2001: 121–267.) Diese quantitative Entwicklung hat sich bis heute fast explosionsartig gesteigert, wobei die schiere Massenhaftigkeit und Hybridität des Materials kaum noch überschaubar ist und sich klaren Definitionen und Abgrenzungen entzieht. Der Titel des vorliegenden Buches vermeidet deshalb bewusst den Begriff *Nature Writing*, da er über das gesteckte Untersuchungsziel *wilderness* zu weit hinausgeht und keine differenzierten Erkenntnisse erwarten lässt. An seine Stelle rücken eingehende Interpretationen repräsentativer etablierter und neuerer nordamerikanischer Werke in den Mittelpunkt der Betrachtung, die *wilderness* nicht nur als Kulisse oder faktischen Handlungsschauplatz, sondern als Projektionsflächen individueller und kollektiver Erlebens- und Reflexionsprozesse gestalten. Die Erwähnung zahlreicher weiterer Texte, die nicht unter diese formale Einschränkung fallen, sowie ein abschließender Vergleich mit europäischen Entwicklungen werfen darüber hinaus Licht auf das *Nature Writing*-Genre insgesamt.

Die Protagonisten und Protagonistinnen der ausgewählten Werke sind in der Regel zivilisationsmüde Aussteiger, Naturenthusiasten, *survival freaks*, patriarchalisch traumatisierte Frauen, Indigene, aber auch Forscher, Explorer, Ökologen, Denker und Schriftsteller. Sie alle verbindet,

dass sie in einer Wildniserfahrung abseits zivilisatorischen Lebens Antworten auf zentrale Seinsfragen suchen. Ihre häufig autobiographisch orientierten Gestaltungsweisen greifen auf ein authentisch erlebtes und geistig wahrgenommenes Reservoir wilder Natur zurück. Sie dringen in eine konkret lokalisierbare *wilderness*-Region ein, die sich im weiteren Verlauf zu einer »inneren Landschaft« ausweitet. Der amerikanische *Nature Writer* Barry Lopez hat diesen Begriff in seinem Hauptwerk *Arctic Dreams* ohne großen theoretischen Aufwand eingeführt: »Die Vielfältigkeit einer fernen Landschaft zu erforschen heißt, sich Gedanken über die eigene innere Landschaft und über die vertrauten Landschaften der Erinnerung zu machen. Das Land treibt uns, zu einem Verständnis unserer selbst vorzudringen« (Lopez 1989: 273). Bücher dieser Art sind, wie Walter Grond, der Leiter der Europäischen Literaturtage 2020 zum Thema »Mehr Wildnis!« kommentiert, »nicht unschuldig und trauntappend, sondern selbst dort, wo emotionale und persönliche Perspektiven verhandelt werden, sehr reflektiert« (Wurmitzer 2020: 33).

Die Verortung in einer Vielfalt verschiedener, von der Zivilisation nicht oder kaum berührter Gebiete, aber ohne Rückgriff auf den herkömmlichen *local color*-Regionalismus, ist das wiederkehrende Merkmal dieser Werke. Besonders eindrucksvolle Beispiele sind Edward Abbeyes Canyonwelt im südlichen Utah, Richard Nelsons unbewohnte nordpazifische Insel, Margaret Atwoods Bush-Wildnis in Québec, Linda Hogans labyrinthische Wasserwildnis im Norden Minnesotas, Annie Dillards verwildertes Flusstal in Virginia, James Dickeys Wildwasserschuchten in den Gebirgen Georgias und Rudy Wiebes kanadische Subarktis. Die Spannung zwischen Faktizität und schriftstellerischer Gestaltung, äußerer und innerer Wahrnehmung, Rationalität und Spiritualität sowie physische und psychische Grenzerfahrungen sind die Markenzeichen. Im Hintergrund steht als treibende Kraft das leidenschaftliche Eintreten gegen jede

Form technologischer, ökonomischer und zivilisatorischer Ausbeutung und Domestizierung von Wildnis.

Das Einführungskapitel unternimmt den Versuch – als Hintergrund für die nachfolgenden Einzelinterpretationen –, das Phänomen eines spezifisch amerikanischen *wilderness*-Mythos auf kompakte Weise kulturhistorisch zu verankern. Die Erschließung der *frontier*, der nach Westen vorrückenden »Grenze« im Übergang von Wildnis zur Zivilisation, steht im Mittelpunkt. Als letztes großes kolonialistisches Unternehmen der westlichen Welt hat die *frontier* im kollektiven Gedächtnis der Nordamerikaner tiefe Spuren hinterlassen und ihre Einstellung zur Natur nachhaltig geprägt (Snyder 2011: 22). Weit über materielle Aspekte hinaus beflügelte sie den Forscherdrang, den Abenteuer- und Unternehmergeist und nicht zuletzt die Kreativität vieler Schriftsteller und Künstler. Die konkrete »Eroberung« und Inbesitznahme des amerikanischen Westens selbst hingegen dauerte erstaunlicherweise nur sechs Jahrzehnte – von ca. 1830 bis 1890. In einem ungeheuren Kraftakt wurde das riesige »Territorium« von der Mitte des Kontinents bis zur Pazifikküste in Besitz genommen und größtenteils erschlossen. Es war ein geschichtlicher Prozess, für den es im neuzeitlichen Europa nichts Vergleichbares gibt. Im Gegensatz zur »Alten Welt«, wo sich Urbarmachung und Besiedlung über tausende Jahre hinweg vollzogen und im Bewusstsein heutiger Menschen nur noch eine marginale Rolle spielen, war die Konfrontation von Zivilisation und Wildnis ein amerikanisches Urerlebnis, das in der Folge zum nationalen Mythos erhoben wurde.

Zu den Bewahrern dieser Tradition in den USA gehören heute vor allem die 59 National Parks, die seit 1872 eingerichtet worden sind. Die Idee, bundesstaatlich geschützte und verwaltete Wildnisenklaven für nachfolgende Generationen als nationales Vermächtnis zu erhalten, ist eine der großen Leistungen amerikanischer Kultur. Jedes Jahr besuchen Millionen von Besuchern die Parks, nicht nur zu

Erholungs- und Urlaubszwecken, sondern als Erinnerungsreservoir des alten »wilden« Amerikas. Private und öffentliche Natur- und Wildnisschutzorganisationen – etwa der seit 1892 bestehende *Sierra Club* und die 1935 gegründete *Wilderness Society* – unterstützten diese Bestrebungen. Ihren Höhepunkt fanden sie im Jahr 1964, als der amerikanische Kongress nach jahrelangen Verhandlungen den *Wilderness Act* verabschiedete, um die in den USA noch übrig gebliebenen ca. 37 000 Quadratkilometer Wildnis – vier Prozent der Gesamtfläche – unter bundesstaatlichen Schutz zu stellen. Die folgende karge Minimaldefinition der überaus heiklen Gesetzgebung, die am Ende herauskam, lässt die juristischen Hürden erahnen: »Eine Wildnis, im Gegensatz zu Gebieten, wo der Mensch und seine Hervorbringungen die Landschaft dominieren, wird hiermit als ein Bereich anerkannt, wo die Erde und ihre Lebensgemeinschaft vom Menschen nicht beeinträchtigt wird und wo er selbst nur ein Besucher ist, der nicht bleibt« (*Wilderness Act*: 64). Es ist eine Definition, die in ihrer Vagheit mehr Fragen aufwirft als sie beantwortet: Haben nicht schon die Indigenen über Jahrtausende hinweg in dieser Wildnis gelebt und kulturelle Leistungen hervorgebracht? Gibt es überhaupt noch Bereiche, die vom Menschen »nicht beeinträchtigt« sind? Wie groß und »unberührt« muss eine Wildnis sein, um als solche zu gelten? Aus welchen Gründen und in welchem Ausmaß ist sie schützenswert und wo verlaufen die Grenzen zwischen Umweltschutz und zivilisatorischem Anspruch? Und hat nicht der Mensch »Wildnis« seit jeher subjektiv definiert und ihr einen spezifischen Platz im kulturellen Ganzen zugewiesen? Ist sie möglicherweise nur das Ergebnis kultureller Konstruktionen, also dem, was man in sie jeweils hineininterpretiert? Fragen wie diese lassen erahnen, warum der Begriff die erwähnte Vielfalt geistiger, ethnischer, religiöser ästhetischer, ökologischer und anderer Projektionen hervorbringen konnte. »Aus dem physischen Rohmaterial ihrer Wildnis,« schreibt Roderick Nash

in *Wilderness and the American Mind* (2014), »bauten sich die Amerikaner eine Zivilisation. Mit der Idee der Wildnis verliehen sie dieser Zivilisation Identität und Bedeutung« (Nash 1982: xx). Wie spezifisch US-amerikanisch dieser kulturhistorische »Exzeptionalismus« ist (Lipset 1994) zeigt der Vergleich mit Kanada, wo der nationale Selbstfindungsprozess ganz andere Wege ging (siehe Kap. 7).

In den USA gibt es ungezählte kulturhistorische Untersuchungen, die diese für sie einzigartige Thematik ausloten und interpretieren (Heller 2010: 255–279). Zu den herausragendsten gehören, neben Roderick Nashs erwähntem Standardwerk Henry N. Smiths *Virgin Land* (1950), Bernard De Votos *The Course of Empire* (1952), Perry Millers *Nature's Nation* (1967), Leo Marx' *The Machine in the Garden* (1964), Max Oelschlaegers *The Idea of Wilderness* (1991) und viele andere. Im kanadischen Bereich waren vor allem Northrop Fryes *The Bush Garden. Essays on the Canadian Imagination* (1971) und Margaret Atwoods *Survival. A Thematic Guide to Canadian Literature* (1972) richtungsweisend. Der früheste und wichtigste Interpretationsansatz in diesem Zusammenhang ist zweifellos Frederick Turners legendärer Essay »The Significance of the Frontier in American History« (1893), der wesentlich zur Herausbildung des amerikanischen Gründungsmythos beigetragen hat. Turners berühmte »These« ist, dass die von Ost nach West vorrückende *frontier* das Elementarereignis amerikanischer Geschichte war, da sie die Nation abrupt in eine vorzivilisatorische Lebensform zurückwarf und zu radikalem Neubeginn zwang. Neben der Loslösung von Europas politischer und kultureller Bevormundung und dem Streben nach Freiheit und Demokratie war das neue Verhältnis zur Naturwildnis ein zentraler Bestandteil dieses Prozesses. Obwohl die neuere revisionistische Geschichtsforschung Turners stark ethnozentrischen Ansatz inzwischen kritisch hinterfragt hat, gehört er immer noch zum Allgemeingut nationaler Selbstreflexion (Limerick 1987: 21–25).

Das Paradoxon ist, dass sich der Wildnismythos in einem Land etablieren konnte, wo die systematische Zerstörung und Ausbeutung der Natur durch Abholzung, Brandrodung, Bergbau, hypertrophe Dammbauten, Flussregulierungen, Industrialisierung und Urbanisierung schneller und flächendeckender stattfand als irgendwo anders (Opie 1998: 215–268). Je mehr die vormaligen Urwälder verschwanden, die Seeotter, Biber, Büffelherden und andere Wildtiere ausgerottet, die Landschaften dem Agrobusiness preisgegeben und ganze Regionen durch die Ausbeutung von Bodenschätzen verwüstet wurden, umso mehr priesen Schriftsteller, Denker und Künstler Amerika als Hort der Natur und Gegenpol zur überzivilisierten Dekadenz Europas: »Da Amerika, mehr als alle anderen Nationen, seit jeher in engem Kontakt mit der Natur steht,« schreibt Perry Miller, »braucht es sich vor den Ausschweifungen des Artifizialen, Urbanen und Zivilisierten nicht zu fürchten« (Miller 1967: 203). Noch nostalgischer und verklärter spricht Edward Abbey, der heute bekannteste Wildnisschriftsteller der USA, von einer Ursehnsucht nach einem verschwundenen »wilden Amerika«, wie es die Vorfahren kannten: »Die Vergangenheit und das Unbekannte klingen in dem Wort an, der Schoß der Erde, aus dem wir alle kommen. Es bedeutet etwas Verlorenes und etwas Vorhandenes, etwas Fernes und zugleich Intimes, etwas, das uns in den Adern und im Blut liegt, das über uns hinausgeht und grenzenlos ist« (Abbey 1971: 211).

Ab den späten 1960er Jahren erlebte der Wildnismythos im Gefolge der *Counter Culture* in den USA noch einmal eine erstaunliche Renaissance. Vor allem in der Literatur hinterließ die damals aufkommende Ökologiebewegung tiefe Prägungen, indem sie *wilderness* zu »inneren Landschaften« vertiefte. Dies geschah im Rahmen verschiedener regionaler, subkultureller und kulturhistorischer Voraussetzungen und führte zu einem weiten Spektrum von Schauplätzen, Charakteren und Themen, die durch das Motiv der Wildnis-

Reise und der von ihr ausgelösten geistigen und emotionalen Wandlungsprozesse strukturell zusammengehalten wird. Die Zielsetzung des vorliegenden Buches ist, diesen in Europa noch zu wenig bekannten Phänomenen nachzugehen und einem natur- und literaturinteressierten deutschsprachigen Lesepublikum anhand ausgewählter Werke nahe zu bringen.

1 Einführung – *wilderness* als amerikanischer Mythos

Das Trauma der Puritaner

Für die frühen europäischen Einwanderer war die Wildnis, die sie in der Neuen Welt vorfanden, ein erschreckendes Szenario. Als die *pilgrims* der *Mayflower*, ihre Frauen und Kinder am 11. November 1620 nach der dreimonatigen, stürmischen und entbehrungsreichen Atlantiküberfahrt auf Cape Cod erstmals amerikanischen Boden betraten, empfanden sie dies nicht nur als Erlösung, sondern auch als eine ernüchternde, von Überlebensangst überschattete Erfahrung. Vor ihnen lag eine kalte und abweisende Küstenlandschaft mit endlosen sturmgepeitschten Stränden und hochaufragenden Dünen, gesäumt von undurchdringlichem Dickicht und Urwäldern. Ein Erkundungstrupp stieß auf Spuren von Eingeborenen, abgeerntete Maisfelder, ein paar Rindenhäuser und Grabhügel. Die wenigen Indianer, die sie zu Gesicht bekamen, flohen vor ihnen in wilder Panik. William Bradford schildert die prekäre Ankunft in seiner legendären Chronik *Of Plimoth Plantation* (1638).

Sie konnten nichts anderes sehen als eine schreckliche und trostlose Wildnis [»hideous and desolate wilderness«], voll mit wilden Tieren und wilden Menschen. Und wie groß deren Menge war, wussten sie nicht. [...] Das ganze Land, das mit Wäldern und Dickicht bedeckt war, machte einen wilden und unwirtlichen Eindruck. Und wenn sie hinter sich schauten, war da der mächtige Ozean, den sie überquert hatten und der sich jetzt als großer Riegel und Abgrund zwischen ihnen und allen zivilisierten Teilen der Welt auftat. (Bradford 1662: 60)

Die Furcht vor einer übermächtigen Wildnis, die den Menschen zu verschlingen droht, war das Urtrauma der frühen Pioniere und Siedler in Nordamerika. Die Natur war für sie nichts Erhabenes, sondern ein unheimlicher Ort, wo Raubtiere, heidnische Wilde und Dämonen ihr Unwesen trieben. Die unwegsame Endlosigkeit des Landes mit seinen Urwäldern, Gebirgen, wilden Flussläufen und Sümpfen hatte nichts gemein mit den fantastischen Utopien von El Dorado oder dem fruchtbaren »Garten der Neuen Welt«, wie sie in Europa kursierten. In den Berichten der Ankömmlinge erscheint die Wildnis als ein chaotisches Niemandsland, das sie vor gewaltige Aufgaben stellte. John Winthrop, der Gründungsgouverneur der Massachusetts-Kolonie, ist überwältigt von dem »wüsten Kontinent« (Nash 1973: 31), der sich vor ihm ausbreitet, der puritanische Geistliche Michael Wigglesworth befürchtet in seiner Elegie »The Day of Doom« (1662) die Vernichtung des Neuen Jerusalems durch die »heulende Wildnis« (Nash 1973: 36) und John Eliot, der erste Indianermissionar in Neuengland, schaudert vor der gewaltigen Bürde, die den Kolonisten bevorsteht, um ihr Überleben abzusichern (Nash 1973: 26). Für sie ist die Wildnis nicht viel mehr als eine dem Menschen von Gott auferlegte harte Bewährungsprobe.

Die indigenen Bewohner der Wildnis traten den Fremdlingen nicht als »edle Wilde« oder naive Naturkinder entgegen, die sie mit vollen Fruchtkörben empfingen. Selbst von ständiger Nahrungsknappheit bedroht, verteidigten sie ihre kargen Lebensgrundlagen und reagierten feindlich, wenn sie sich bedrängt oder bedroht fühlten. Dennoch rettete der Wampanoag-Stamm die Kolonisten vor dem Hungertod, als er diese mit Nahrungsmitteln versorgte und ihnen beim Maisanbau zur Seite stand. *Thanksgiving*, der größte nationale Feiertag der USA, erinnert bis heute daran. Erste Spannungen kamen auf, als die Kolonisten das Fehlen festen Landbesitzes bei den halbnomadischen Indianerstämmen als Freibrief für die Besitzergreifung des Landes ver-

standen. Ungenutzte Natur war für die sittenstrengen und arbeitsamen Puritaner ein sündhafter Verstoß gegen das biblische Gebot, sich die Erde untertan zu machen. Wo immer sich die Eindringlinge aus Europa ausbreiteten, rodeten sie die Wälder, hackten Acker- und Weideland aus dem Boden, legten Sümpfe trocken und gründeten Siedlungen. Wegen der Uneinigkeit der Stämme rafften sich diese viel zu spät zu gemeinsamem Widerstand gegen die Enteignung auf und wurden erbarmungslos verfolgt. Die Kolonisten sahen in ihnen ein heruntergekommenes heidnisches Urvolk, das den Fortschritt der christlichen Zivilisation behinderte und aus dem Weg geräumt werden musste. Die grausamen Massaker an der indigenen Bevölkerung im *King Philip's War* (1675–1676) waren die ersten Vorboten der konsequenten Vertreibungs- und Vernichtungspolitik im Zuge der späteren Westeroberung.

Der Utilitarismus der Pioniere

Nach der amerikanischen Revolution und der Loslösung der »Neuen Republik« von der britischen Kolonialmacht rückte ab dem frühen 19. Jahrhundert die Expansion nach Westen in den Mittelpunkt des nationalen Geschehens (Heller 2010: 38–82). Die gewaltige Herausforderung, die kontinentale Landmasse vom Atlantik bis zum Pazifik zu überwinden und die indigenen Bewohner zu unterwerfen, wurde zu einer Art göttlicher Verheißung (*Manifest Destiny*). Den Auftakt setzte die von Präsident Jefferson im Jahr 1804 in Auftrag gegebene Lewis und Clark-Expedition. Sie durchquerte und erkundete zwei Jahre lang zum ersten Mal das riesige Territorium vom Mississippi bis zum Pazifik, das die USA drei Jahre zuvor im *Louisiana Purchase* von Frankreich für einen Spottpreis erworben hatten. Nach der erfolgreichen Rückkehr erregten vor allem die Berichte von den unzähligen Pelztieren entlang der Flussläufe der Rocky Mountains

größtes Aufsehen. Die Pelztierjagd und der Pelzhandel wurden einige Jahrzehnte lang zur treibenden Kraft der Westunternehmungen (Heller 2010: 63–83). Hunderte von Trappern (*mountain men*), Pelzhändlern und frankokanadischen Bootsmännern (*voyageurs*) brachen über den Missouri in Richtung Nordwesten auf, um in der Wildnis ihr Glück zu versuchen. Sie waren in der Regel anarchische Individualisten und Abenteurer, die von schnellem Reichtum träumten und dafür alles auf eine Karte setzten. Pelzhandelsgesellschaften errichteten Forts entlang der Flüsse, die Trapper passten ihre Lebensweisen, Kampf- und Handelsmethoden den Indianern an und heimsten große Profite ein. Obwohl die Pelzepoche mit ihrer konsequenten Ausrottung der Biber nach 35 Jahren zu Ende ging, waren ihre Auswirkungen für die Erschließung der Westwildnis von größter Bedeutung. Legendäre Trapper wie John Colter, Joe Bridger, Thomas Fitzpatrick oder Jedidiah Smith waren die eigentlichen Entdecker des amerikanischen Westens. Ihr gesammeltes geographisches Wissen über Flussläufe, Gebirgszüge, Übergänge und Pässe bahnte der Inbesitznahme und Besiedlung der Wildnisgebiete den Weg. Den Spuren der Trapper folgten bald militärische und wissenschaftliche Expeditionen, Landvermesser, Kartographen und schließlich die Siedler auf ihren Wagenrouten nach Oregon und Kalifornien. Mit dem ab 1848 einsetzenden *gold rush* strömten riesige Wellen von Zuwanderern in Richtung Pazifik. *Mining Camps* sprangen allerorts im Umkreis der Gold-, Silber- und Kupfervorkommen aus dem Boden, ganze Landstriche wurden durch massive Schürftechnologien zerstört, riesige Waldflächen abgeholzt und die Wasserressourcen in Besitz genommen. Für die Pioniere hatte die Wildnis keinerlei ästhetischen oder spirituellen Selbstwert.

Der französische Historiker Alexis de Tocqueville, der 1831 im Zuge einer Erkundungsreise die damalige *frontier* in Michigan besuchte, beschreibt diesen utilitaristischen Grundimpuls:

In Europa reden die Menschen viel über die amerikanische Wildnis, die Amerikaner selbst hingegen nehmen von ihr kaum Notiz. Sie sind nicht empfänglich für die Wunder der Natur und nehmen offensichtlich die riesigen Wälder, die sie umgeben, erst wahr, wenn sie diese abholzen. Ihre Augen sind auf andere Dinge gerichtet: das Durchqueren der Wildnis, die Trockenlegung von Sümpfen, die Regulierung von Flüssen, die Besiedelung einsamer Landstriche, kurz die Unterwerfung der Natur. (Tocqueville 1945: 74)

Was dem urbanen Franzosen möglicherweise entging, war die tief eingewurzelte Angst der Pioniere, von der Wildnis und den indianischen Lebensformen absorbiert zu werden und zu verwildern (*backsliding*). Zwar empfanden sie das Abwerfen zivilisatorischer Zwänge als Befreiung, aber gleichzeitig bereitete ihnen die Bindungslosigkeit ein tiefes Unbehagen. Der französischstämmige Pionier J. Hector St. John de Crèvecoeur verurteilt in seinen *Letters from an American Farmer* (1782) den in vorzivilisatorische Existenzformen zurückfallenden *frontiersman* als ein »degeneriertes, fleischfressendes Raubtier höherer Ordnung, das keine Daseinsberechtigung verdient« (Crèvecoeur 1957: 49). Nur die Nutzbarmachung und systematische Kultivierung der Wildnis und die Gründung christlich zivilisierter Gemeinwesen könnten die drohende Regression ins Chaos verhindern.

Für die indigenen Bewohner der spärlich besiedelten Wildnisgebiete bedeutete das immer massiver werdende Eindringen von euro-amerikanischen Zuwanderern längerfristig den kulturellen und physischen Untergang. Vor allem eingeschleppte Seuchen wie die Cholera, Pocken oder Grippe, gegen die sie nicht immun waren, rafften in kürzester Zeit einen Großteil ihrer Bevölkerung hinweg. Darüber hinaus wurden die Indianer für die weißen Eroberer bald zur Projektionsfläche all jener dunklen, dämonischen und

irrationalen Kräfte, die sie fürchteten und im Namen von Christentum und Zivilisation, wenn nötig mit Gewalt, zu besiegen suchten. Der Kulturhistoriker Richard Slotkin vertritt in seinem Buch *Regeneration Through Violence: The Mythology of the American Frontier* (1973) die Auffassung, dass die Vertreibung und Vernichtung der indianischen Ureinwohner und die Inbesitznahme der Wildnis zum Paradigma eines bis heute nachwirkenden amerikanischen Mythos der Gewalt geworden ist. Es war das erste Szenario, dem viele andere folgen sollten – von Sklaverei und Lynchjustiz, Fremdenhass und Rassismus über die Kommunistenjagd der McCarthy-Zeit und den Vietnamkrieg bis zur heutigen Terrorismusbekämpfung. In all diesen Erscheinungen, so Slotkin, fand die Vorstellung der »Regeneration durch Gewalt« einen nachhaltigen Niederschlag. Vor allem die Auseinandersetzungen zwischen den Indianern und den heroisierten Westernhelden wurden zur Fundgrube ungezählter variationsreich ausgeschlachteter Abenteuerstoffe, die die Wildnis als spektakulären Hintergrund in die Phantasie- und Wunschwelt des amerikanischen Massenpublikums transferierten. Nicht so sehr die Geschichtsschreiber, Politiker und Verwalter, sondern vor allem populäre Autoren, Filmemacher, West-Künstler und Entertainer aller Art wurden zu den selbsternannten *mythmakers* der Nation (Heller 2010: 268–279).

Am hier skizzierten Gesamtschema der Erschließungsgeschichte des amerikanischen Westens fällt auf, dass diese hauptsächlich eine männliche Domäne war, die sich in einem Umfeld aus Mobilität, Abenteuerlust, Virilität, Gewalt und mangelnder zivilisatorischer Kontrolle ungehemmt entfalten konnte. Im Gegensatz zu diesem patriarchalen *mainstream* gab es jedoch noch eine andere, in der Geschichtsschreibung lange Zeit vernachlässigte Wahrnehmung, die erst in jüngerer Zeit größere Beachtung gefunden hat – der Blickwinkel der Frauen. Die Pionierfrauen, die die Männer auf den endlosen, strapaziösen, bis zu sechs

Monate dauernden Treks begleiteten, entwickelten eine eigenständige frühfeministische Perspektive. Herausgerissen aus ihrem gewohnten zivilisatorischen Leben war für sie die Wildniserfahrung eine ungeheure physische und psychische Herausforderung. Die verheerenden hygienischen Zustände, der Wassermangel, die Hitze, die Moskitoplage, der aufgewirbelte Staub, die verschmutzten Latrinen und alkalihaltigen Wasserstellen verursachten schwere Krankheiten und Seuchen und waren für die Frauen und Kinder, für die sie die Hauptverantwortung trugen, ein weit größeres Problem als Flussüberquerungen, Unfälle oder Indianerüberfälle. Anders als in den Handlungsverläufen populärer Wildwest-Filme starben allein am *Oregon Trail* an die 30 000 Auswanderer an der Cholera, fieberhaften Darmkrankheiten, Malaria und Pocken, während nur etwa 400 Indianerüberfällen zum Opfer fielen. Für spannende *tall tales* gab es unter diesen Umständen bei den Frauen nur wenig Raum. Wie aus ungezählten Briefen und Tagebucheintragungen hervorgeht, sehnten sie sich nach nichts anderem als nach dem Ende der Plackerei, einer festen Bleibe und der Möglichkeit, einen eigenen Gemüse- und Blumengarten anzulegen. In der patriarchalen Männerwelt, die sie umgab, hatten sie keine Mitbestimmungsrechte und fungierten als Ehepartnerinnen, Mütter, Dienstmädchen oder Prostituierte. Sie legten ihre herkömmlichen Gewohnheiten ab, trugen grobe Leinenröcke, Baumwollhosen, Stiefel und Strohhüte und lernten wie die Männer zu improvisieren und zuzupacken. Nur selten lehnten sie sich gegen die ihnen zugemuteten harschen Lebensbedingungen auf. All dies trug zum *image* der amerikanischen Frau als tatkräftiger und aufopferungswilliger Kameradin bei, der es trotz aller Widrigkeiten gelang, eine solidarische feminine Subkultur zu entwickeln (Faragher 1982: 138–142). Kelly Reichhardt hat dies in ihrem Western aus weiblicher Perspektive *Meek's Cutoff* (dt. *Auf dem Weg nach Oregon*) auf einzigartige Weise gestaltet.

Wie die Kulturwissenschaftlerin Annette Kolodny in *The*

Land Before Her: Fantasy and Experience of the American Frontiers, 1630–1860 (1984) darlegt, hatte jedoch die neue feminine Perspektive angesichts der vorherrschenden patriarchalen Rollenzuweisungen wenig Chancen, sich zu behaupten. So wurde in der populären Geschichtsschreibung der Kolonisierung des Westens eine Metaphorik übergestülpt, die die Wildnis zum *Virgin Land* hochstilisierte (Smith 1970), das erobert, in Besitz genommen und in *Mother Earth* oder *The New World's Garden* umgewandelt werden musste. Erst die heute von Frauen hervorgebrachte Wildnisliteratur stellt Ideologisierungen und Klischees dieser Art grundlegend in Frage und projiziert neue ökofeministisch geprägte Frauenbilder (s. Kap. 5).

Die Romantisierung der Wildnis

Für die euro-amerikanischen Eroberer, Pioniere und Siedler war die ökonomische und zivilisatorische Besitzergreifung das oberste Ziel, dem alles andere rücksichtslos unterworfen wurde. Die geringe Wertschätzung der Wildnis in der Westexpansion erklärt, warum nicht die Pioniere an der *frontier* für ihre Bewahrung kämpften, sondern kulturbewusste urbane Bildungsbürger an der Ostküste der USA. Unter dem Einfluss der europäischen Romantik vollzog sich dort ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ein erstaunlicher Gesinnungswandel und verdrängte die herkömmlichen negativen Wildnis-Zuschreibungen durch neue, stark idealisierte Vorstellungen. Rousseaus Forderung »Zurück zur Natur«, die Philosophie des deutschen Idealismus und die von diesem beeinflusste transzendentalistische Ausprägung der amerikanischen Romantik gaben die entscheidenden Anstöße. Während der Großteil der noch puritanisch oder utilitaristisch geprägten Bevölkerung weiterhin an den überkommenen Vorstellungen festhielt, kam es vor allem in Neuengland, vorwiegend im Umfeld der Harvard

University, bei den gebildeten kulturellen und intellektuellen Eliten liberaler Theologen, Philosophen, Künstler und Schriftsteller zu einer tiefgreifenden Neuorientierung (Nash 1973: 44–66).

Die herausragende Persönlichkeit der neuen Bewegung war Ralph Waldo Emerson, Abkömmling einer alteingesessenen Pastorendynastie in Concord, Massachusetts. Nach dem tragischen Tod seiner jungen Frau und einer traumatischen Glaubens- und Existenzkrise legte er sein Amt als unitarischer Geistlicher nieder, um nach neuen philosophischen Einsichten zu suchen. Auf einer Europareise im Jahr 1833 erlebte er anlässlich eines Besuches des *Jardin des Plantes* in Paris eine Art Durchbruchserlebnis. Die Pflanzenpracht des botanischen Gartens begeisterte ihn so sehr, dass er beschloss, sein Leben fortan dem Studium der Natur zu widmen und ein Dichterphilosoph zu werden. Nicht mehr die Bibel und die moralischen Normen der Religion, sondern die »Sprache der Natur« sollten ihm neue Zugänge zu den Ordnungsprinzipien des Universums erschließen (Richardson 1995: 154–155). Nach seiner Rückkehr aus Europa machte er seine Heimatstadt Concord zum Zentrum dieses Neubeginns. In seiner Essaysammlung *Nature* (1836) suchte er, angeregt von Kant und den englischen Lyrikern Wordsworth und Coleridge, eine Brücke zwischen der materiellen Natur und der geistig-spirituellen Welt. Nicht in den alten Kulturen Europas, sondern im gegenwärtigen lebendigen Zusammenwirken von Gott, Mensch und Natur glaubte er, den Ursprung aller spirituellen Erkenntnis zu finden:

In den Wäldern kehren wir zur Vernunft und zum Glauben zurück. Dort fühle ich, dass mich im Leben nichts treffen kann – keine Schande, kein Unheil, das die Natur nicht heilen kann. Wenn ich auf dem kahlen Erdboden stehe – meinen Kopf in die heitere Luft getaucht –, schwindet alle eitle Selbstgefälligkeit. Ich werde zu einem durchsichtigen Augapfel; ich bin nichts; ich sehe

alles; die Ströme des universellen Wesens durchwogen mich; ich bin ein Teil oder Splitter Gottes. (Emerson 1988: 16–17)

Mit seiner Forderung nach Erneuerung des Menschen durch Selbstbestimmung (*self-reliance*) und der Öffnung zur Natur jenseits gesellschaftlicher, institutioneller und ideologischer Verkrustungen bahnte Emerson der spezifisch amerikanischen Ausprägung des Individualismus den Weg (s. Kap. 5). Indem der in der Natur wirksame Weltgeist (*oversoul*) in die menschliche Seele intuitiv einströmt, eröffnet sich dem Individuum ein Zugang zum Metaphysischen. Emerson lehnte hierarchische Unterschiede zwischen Oben und Unten, Gebildeten und Ungebildeten, Arbeitern und Kulturschaffenden ab und wurde darüber zu einer Leitfigur des amerikanischen Demokratieverständnisses (Heller 2015: 188–207).

Sein größter Schüler war Henry David Thoreau. Unter dem Einfluss seines Mentors entwickelte er sich zum wichtigsten Vertreter des amerikanischen Wildnismythos. Nach seinem Studium in Harvard und einer Zeit als Hauslehrer bei Emerson zog er sich im Alter von 28 Jahren in eine kleine Blockhütte in den Wäldern im Umkreis von Concord zurück, um sich in der Natur geistig und seelisch zu regenerieren: »Ich zog in den Wald, um bewusst zu leben und den fundamentalen Fakten des Lebens zu begegnen« (Thoreau 1971: 98). Am Walden-See führte er 26 Monate lang das Leben eines Einsiedlers, durchstreifte beobachtend, botanisierend und messend die Natur und erwarb im Verlauf der Jahre enorme naturwissenschaftliche Kenntnisse. Seine Beobachtungen und Feldstudien trug er in Notizhefte ein, die im Verlauf von 24 Jahren zu seinem zwölfbändigen *Journal* anwuchsen. In zahllosen Beschreibungen von Landschaften, Gewässern, Pflanzen, Tieren und klimatischen Verhältnissen vertiefte er sich in Farben, Formen, Geräusche, Gerüche, Texturen und Fließbewegungen. Alles Wahrgenommene schrieb er in einer Art Bewusstseins-